

Besprechungen = Comptes rendus

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **21 (1941)**

Heft 3: **Der Ursprung der Eidgenossenschaft**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen. — Comptes rendus.

Jahresberichte für Deutsche Geschichte. 14. Jahrgang 1938. Unter redaktioneller Mitarbeit von PAUL SATTLER und VOLKMAR EICHSTÄDT herausgegeben von ALBERT BRACKMANN und FRITZ HARTUNG. Verlag von K. F. Koehler, Leipzig 1940. 524 S.

Nach dem Kriegsausbruch war es gegeben, daß die Herausgeber der Jahresberichte sich zunächst vergewissern mußten, ob wegen des Ausfalls zahlreicher Mitarbeiter die Fortführung des Unternehmens festgehalten werden könne. Die Verhältnisse haben sich dahin abgeklärt, daß Bibliographie und Bericht des Jahres 1938 fertiggestellt und im Januar 1941 ausgegeben werden konnten. Selbstverständlich mußten Einschränkungen in den Forschungsberichten Platz greifen: so wurden grundsätzlich die ausländischen Berichte (u. a. auch die Schweiz) weggelassen und auf einen spätern Band verspart. Von den Sachgebieten fehlen folgende Forschungsberichte: Archivwesen, Zeitungswesen, Spätmittelalter, Geschichte von 1648—1890, Raumgeschichte, Kartographie, Rassenkunde, Heeresgeschichte, mittelalterliche Kirchengeschichte. Von den Landschaften fehlen Pommern, Schleswig-Holstein, Provinz Sachsen und Anhalt, Hessen und Nassau, Westfalen und Lippe, Rheinland, Österreich und Sudetenland. Das Fehlen dieser Abschnitte wird aber wettgemacht durch die Bibliographie mit 3000 Nummern. Sie ist eingeteilt nach der Zeitfolge und nach Sachgruppen und enthält ein Verfasser- und Sachregister. In diesem Teil der « Jahresberichte » sind die Neuerscheinungen des Jahres 1938 restlos erfaßt dank der vorzüglichen Arbeit der Deutschen Bücherei in Leipzig. Neben der Bibliographie zur Schweizergeschichte (nachgeführt bis Ende 1937) und der internationalen Bibliographie der Geschichtswissenschaften (nachgeführt bis Ende 1936) sind die « Jahresberichte » für den Historiker ein bewährtes und grundlegendes Hilfsmittel.

Zürich.

Anton Largiadèr.

VISCHER EBERHARD, *Jugend und Alter in der Geschichte.* Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel 1938, 48 Seiten.

Für den Historiker ist diese kleine Schrift höchst wertvoll, weil sie zeigt, daß im Mittelalter der Jüngling gewöhnlich mit 14 Jahren ehewaffen- und wahlfähig wurde. Die jugendlichen Könige und Führer spielten eine große Rolle. Zu den Belegen, die Vischer beibringt, möchte ich noch die Capitula Remedii von c. 800 hinzufügen, wonach die Knaben nicht vor 12 Jahren verehelicht werden dürfen. (Mohr, Cod. diplom. Graubündens

I, S. 280.) Weil das Leben früher im Durchschnitt kürzer dauerte, mußten die Menschen früher an ihre Aufgaben herantreten.

Mehr als nur die Zyklopenschar der eigentlichen Geschichtsforscher interessiert die Allgemeinheit die Frage, ob Jugend oder Alter in der Geschichte mehr Erfolg gehabt habe. Vischer untersucht hier die Behauptung Pitkins, daß die Geschicke der Menschheit bisher zu ihrem Nachteil allzusehr durch junge Leute geleitet worden seien. Auch Henry Ford hat ja das Wort hingeworfen: « An dem, was ein Mensch vor 40 Jahren tut, ist nichts gelegen. » Vischer weist nun nach, daß Jugend und Alter Großes und auch weniger Großes geleistet hat. Letztlich entscheidet eben nicht das Alter, sondern die Gaben und Leistungsfähigkeiten eines Menschen. Daß der Verfasser auch die Künstler und Heiligen in den Kreis der Untersuchung einbezieht, ist anzuerkennen. Vielleicht ist auch die Frage noch näher zu studieren, wie die junge und alte Generation oft einander nicht verstehen. Die interessante Untersuchung Vischers möge bald in vermehrtem Umfange in zweiter Auflage erscheinen.

Disentis.

Iso Müller.

BALINT HOMAN, *Geschichte des ungarischen Mittelalters*, Band 1: Von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts. 439 S. Berlin 1940, Verlag Walter de Gruyter & Co.

Die groß angelegte Geschichte Ungarns im Mittelalter, deren erster Band nun in deutscher Übersetzung vorliegt, ist in jeder Beziehung ein beachtenswertes Werk. Der Verfasser ist gegenwärtig und schon seit 1932 ungarischer Kultusminister. Er ist ein Historiker, der fast in allen Teilgebieten der Geschichte seines Landes bahnbrechende eigene Forschungen vorzulegen hat und der für die Geschichtsschreibung Ungarns heute repräsentativ ist. Er ist aber zugleich ein ausgesprochener Politiker katholischer Prägung und ein Mann, der verantwortlich in der Politik seines Landes in der gefährvollen Zeit seit dem großen Zusammenbruch Ungarns im Jahre 1918 stand und noch steht. Er ist so einer der nicht ganz seltenen politischen Historiker, die in den letzten Jahren in den verschiedensten Staaten an verantwortlichen Stellen auftraten und so das Bild der so stark politisch eingestellten und tätigen Historiker des 19. Jahrhunderts in Deutschland von Mommsen bis Treitschke wieder heraufbeschwören. Die historische Arbeit wird bei ihnen von einer politischen Überzeugung getragen und geleitet, die selbstverständlich in allen ihren Arbeiten zum Ausdruck kommt, ja ihnen die Prägung gibt. Das kommt natürlich weniger in der gewissenhaften Kleinarbeit zum Ausdruck als in großen zusammenfassenden Darstellungen.

Dies gilt in ganz ausgeprägtem Maße auch von dem vorliegenden Werk, das sich in der heutigen schwierigen Zeit des ungarischen Volkes bemüht, durch den Hinweis auf eine ehrwürdige Überlieferung und eine ruhmreiche Vergangenheit das Selbstbewußtsein des Volkes zu stärken und damit seine moralische Kraft in der Zeit einer schweren Belastung möglichst zu fördern.

Diese Gedanken findet man deutlich zusammengefaßt in der Einführung der deutschen Ausgabe des Werkes durch Konrad Schünemann, den besten deutschen Kenner der ungarischen Geschichte, der aber inzwischen leider im Westen gefallen ist. Man wird gut tun, diese Vorrede aufmerksam zu lesen und sie sich für die Benützung des ganzen Werkes zu merken. Gerade in den dunklen Zeiten des frühen und hohen Mittelalters, die ja der Band behandelt, kommt auf die Wertung der spärlichen festen Tatsachen und auf die Art ihrer Einordnung in das Gesamtbild unendlich viel an.

Behält man das im Auge, so wird man das flüssig und anschaulich geschriebene Buch mit ebenso großem Nutzen wie Interesse lesen. Es bringt in klarer Form das Wissen über die Herkunft der Ungarn und über ihre Landnahme in Europa. Es widmet dann den Hauptteil der Schilderung des Aufbaus des mittelalterlichen, christlichen Staates der Ungarn und der endgültigen Anlehnung des Volkes an den Westen. Es ist wirklich eine Landesgeschichte im umfassenden heutigen Sinne dieses Wortes, wie wir sie in der Schweiz trotz der vielen zusammenfassenden Schweizergeschichten der letzten Jahre noch nicht besitzen.

A r a u.

H e k t o r A m m a n n.

ERNST FEUZ, *Schweizergeschichte*. Mit 16 Tafeln. VII + 337 S. u. 3 Seiten
Zeittafeln von 1231 bis zur Gegenwart. Schweizerspiegel-Verlag,
Zürich 1940.

Obwohl dieses treffliche Buch sich nach dem Vorwort des Verfassers nicht an die Wissenschaftler wendet, sondern an alle, die unser Land lieb haben, soll es gerade deswegen hier gewürdigt werden.

Sein Reiz liegt weder in der Vollständigkeit, auf welche es übrigens bewußt verzichtet, noch in einer streng nach chronologischen Gesichtspunkten geordneten Geschichtsdarstellung, sondern in seiner Naturwüchsigkeit und der unverfälschten Sprache der meist im Urtext verwendeten und reichlich selbst zu Worte kommenden Quellen. Und daß es unverblümt und ehrlich auch den Schattenseiten unserer Vergangenheit nachgeht, ist als ein weiterer Vorzug hervorzuheben. So bewahrt es uns den Blick für eine kritischere Bewertung mancher oft in zu einseitigem Glanze landläufig gewordenen Episode, geht auch mit Vorliebe, zugleich auch mit großem Gewinn für den Leser, all jenen vor oder nach den Ereignissen deutlich gewordenen geistigen Strömungen und Empfindungen unseres Volkes nach, nicht zuletzt aber auch dem Wirtschaftsgeschichtlichen.

« Werden und Wachsen der Eidgenossenschaft » bis zum Höhepunkt und der Katastrophe faßt Feuz in einem ersten Abschnitt zusammen, während der zweite « Von der geistig-sittlichen Erneuerung bis zum Untergang der alten Eidgenossenschaft » reicht.

Einzig hier scheint mir der Verfasser allzu ausgiebig der zwinglischen Reform Raum gegönnt zu haben, so daß das geistige Erbe unserer welschen Miteidgenossen zu kurz kommt wie auch z. B. das 17. Jahrhundert

mit seinen für unsere Gegenwart wieder so beziehungsreichen Spannungen. Dafür sind dann aber die Zeiten des Zusammenbruchs der alten Eidgenossenschaft mit ihrer eindringlich mahnenden Sprache und der Wiederaufstieg zum Bundesstaat in trefflichen Gruppen zusammengefaßt. Daß dann von hier aus bis zur Gegenwart nur noch Streiflichter auf einige Hauptereignisse, z. B. den Weltkrieg 1914/18 geworfen werden, mag man bedauern; doch hat sich der Verfasser an das bekannte Wort vom Meister, der sich in der Beschränkung zeige, gehalten. Das darf auch für das den Text belebende Bildmaterial gesagt werden.

Hoffentlich hat dieses anregende schweizergeschichtliche Lesebuch in recht vielen Schweizerheimen und -herzen Eingang gefunden, namentlich auch in solchen, welche erst in jüngster Zeit «schweizerisch» geworden sind und sich in schweizerische Eigenart und Bodenständigkeit erst einleben müssen.

B a s e l.

A l b e r t M a t z i n g e r.

Große Schweizer. Hundertzehn Bildnisse zur eidgenössischen Geschichte und Kultur. Mit einer Einleitung von Max Huber. Unter Mitarbeit von Gerold Ermatinger und Ernst Winkler herausgegeben von Martin Hürlimann. Atlantisverlag, Zürich.

Die Zeit der breitangelegten Welt- und Landesgeschichten ist vorbei: in einem Bande will man die «Männer, die Geschichte machten», vereinigt haben, in einem Bande auch die Vergangenheit des eignen Landes Geschehen unserer Tage, in dem gehetzten Leben jedes einzelnen die Muße kennen lernen. Aber immerhin, man will; zwar fehlt in dem gewaltigen zu geruhsamer, ausgedehnter Lektüre, doch ist das Bedürfnis, zu erfahren, «wie es eigentlich gewesen», mehr denn je vorhanden, aus unbewußtem Drange heraus zumeist, oft aber auch aus dem ernsthaften Bestreben, durch Einsicht und Erkenntnis Halt und Richtung für die Aufgaben der Gegenwart zu gewinnen.

Diesem Ziele zu dienen, bekennen Verlag und Herausgeber ausdrücklich im Vorwort zu ihrem Buche «Große Schweizer». Auf daß Gehalt und Gestalt des Werkes sich seiner würdig erwiesen, haben sie Darstellung, Druck und Bild mit der gleichen Sorgfalt betreut.

«Die Erfassung des geschichtlichen Daseins eines Volkes muß sowohl in den Gesamterscheinungen der Politik, Kultur und Wirtschaft als auch in den einzelnen großen Persönlichkeiten versucht werden. Beide Betrachtungsweisen sind notwendig und ergänzen sich.» So will denn auch das vorliegende Werk nichts anderes geben als «Bildnisse zur eidgenössischen Geschichte und Kultur», und nicht etwa, wie dieser bescheidene Untertitel schon wiederholt umgedeutet wurde, eine «Geschichte der Schweiz in Einzelbiographien». Denn, so betont die Einleitung mit Nachdruck, im Wesen eben dieser schweizerischen Geschichte liegt es, daß sie nicht ohne empfindliche Lücken als reine Personengeschichte wiedergegeben werden kann.

So kommen beispielsweise das politische und militärische Element, die Leistung auf dem Gebiete der Wirtschaft, selbst in neuerer Zeit, nicht oder nicht voll zur Geltung. Die Gründe solchen Versagens werden eingehend dargetan in der Einleitung von Professor Max Huber, dessen gedankenreiche, nicht unkritische und gerade deshalb so einprägsame Ausführungen aufs schönste die Einstellung zu schaffen vermögen, die man dem Buche wünschen möchte.

Von Niklaus von Flüe, der uns Heutigen als Sinnbild eidgenössischen Wesens vorgestellt wird, erstreckt sich die Reihe in zeitlicher Folge bis über die Schwelle des 20. Jahrhunderts. 109 Namen: Etappen unserer Geschichte, Ausstrahlungen schweizerischen Geistes und schweizerischer Tatkraft im weitesten Sinne, in der Staatskunst so gut wie im religiösen Bereiche, in den Geisteswissenschaften wie auf dem Gebiete exakter Forschung, in der Dichtung wie in den schönen Künsten. Eine wahre Fülle an Material wird ausgebreitet, gestaltet zum geschlossenen Porträt, oft auch zum Bilde einer ganzen Zeit, die im Leben des einzelnen vor uns aufersteht. Die Männer alteidgenössischer Prägung vom ausgehenden Mittelalter, die Renaissancekünstler, die Reformatoren deutscher und welscher Zunge, Ludwig Pfyffer, Carlo Maderno, Jürg Jenatsch, B. L. v. Muralt, Isaak Iselin, J. J. Rousseau, Madame de Stael, K. L. v. Haller, endlich die Politiker und Unternehmer des 19. Jahrhunderts zeugen neben andern davon. Als schlechthin einmalige Erscheinungen in ihrer eigenen Welt von zeitloser Größe seien wenigstens genannt Paracelsus, Holbein, Leonhard Euler, Pestalozzi, A. Vinet, Gotthelf. Überblickt man nach diesen Andeutungen das Ganze nach den Wirkungskreisen, so wird man des Vorteils inne, den ein Werk wie das vorliegende unstreitig für sich hat, in der Möglichkeit nämlich, mehr als die übliche Geschichtschreibung Einzelheiten zum Ganzen zu fügen und auch auf entlegene Gebiete geschichtlichen und kulturellen Wirkens einzugehen, ein Vorteil, der die anfangs erwähnte Beschränkung aller Biographik wettmacht. Eigentliche Überraschungen erlebt man bei der Würdigung der Naturwissenschaften und der Heilkunde, oder der Diplomatie in der wahren Meisterschaft der Wettstein, Pictet de Rochemont und, mit Recht, auch eines Saint-Saphorin. Vollends Neuland dürfte manchem das Auslandschweizertum bedeuten, für dessen machtvolle Ausstrahlungen hier an den Kriegswissenschaftler Antoine Henri Jomini, den gelehrten Bündner Josef Planta, Chief Librarian of the British Museum, und die großartige Aktivität des genialen Solothurners Munzinger-Pascha erinnert sei.

Auch wer eine nur andeutungsweise Besprechung der « Großen Schweizer » versucht, darf den Teil nicht übergehen, der den reichen Inhalt in z. T. ganzseitigen, ausgezeichneten Wiedergaben fast aller Dargestellten auch bildhaft zum Ausdruck bringt. Man ist besonders dankbar für die gewissenhafte Dokumentierung am Schlusse des Bandes, wie auch für die Literaturangaben am Fuße jedes Stückes. Nur wünschte man hier neben den eigentlichen Darstellungen zum Gegenstand **d u r c h g e h e n d** auch die

Werkeditionen sowie die Erscheinungsjahre bei beiden verzeichnet, was z. B. bei den Reformatoren die Nennung des *Corpus reformationum* und einer guten Ausgabe der *Institutio Calvini* bedeuten würde. Daß des Herausgebers Hoffnung, « wenigstens ausgesprochene Einseitigkeit vermieden zu haben », durchaus berechtigt war, dürfte wohl durch den allseitigen Erfolg seines Buches längst bewiesen sein. Auch wenn der Begriff der « Größe » (und die damit gesetzte Grenze) der Willkür nicht entbehrt und der Eigenart grade der italienischen und rätoromanischen Schweiz nicht voll gerecht zu werden vermag, auch wenn manchem vielleicht die Aufnahme anderer oder weiterer « Großer » als Gewinn erschiene, wird man doch die geschickte und wohlbedachte Auswahl anerkennen müssen. Über siebzig Mitarbeiter haben zum Gelingen des Unternehmens beigetragen. Das Bestreben waltete ob, vor allem Männer des Faches zu Worte kommen zu lassen. Doch ist nicht jeder beste Kenner der Materie zugleich ein Meister der Darstellung, zumal der Biographik. Die Verteilung der Akzente auf die menschlich-seelische Sphäre, auf die Leistung an sich, auf die Epoche, die sie hervorgebracht, jedem eignet, was auch hier in vereinzelt Stücken nicht ohne Wirkung geblieben ist. Gewisse z. T. durch die Übersetzung bedingte Stilmängel, störende Druckfehler (S. 255), auch ein Irrtum wie die Behauptung, daß 1734—1736 « Isaak Iselin, ein um die Wiedergeburt Helvetiens verdienter Basler », die Ausgabe von Tschudys *Chronicon Helveticum* besorgt habe, werden sich in der bereits angekündigten zweiten Auflage mühelos beheben lassen.

Basel.

Christoph Vischer.

EDGAR BONJOUR, *Werden und Wesen der Schweizerischen Demokratie*. Basel, Helbing & Lichtenhahn, 1939.

« Wir müssen prüfen, jeder Einzelne von uns, ob zwischen unserer Lebensauffassung, die sich in den letzten Jahren gewandelt, und der überkommenen Staatsverfassung ein Widerspruch klafft, oder ob das, was uns seit langem so selbstverständlich erscheint, auch jetzt noch seine innere, zwingende Berechtigung hat. » Von diesem Vorsatz ausgehend, bemüht sich der Verfasser darzutun, « wie tief die Demokratie ihre Wurzeln in helvetisches Erdreich hinabgetrieben hat, wie sehr die Ausdrucksform schweizerischen Staatsgedankens und Staatswillens darstellt ».

Bonjour untersucht zunächst, inwiefern die Forderung der französischen Revolution nach Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Schweiz auf Überlieferungen traf, und inwiefern sie neu war. Außerdem übernahm die neue Eidgenossenschaft von der alten die föderative Struktur und die bündische Gemeinschaft. Die ererbte Bundesstaatlichkeit will der Verfasser nicht als rückständig, sondern als zukunfts kräftig aufgefaßt wissen. « Unsern Schweizer Ohren sagt eben die Harmonie vielstimmigen Zusammenklanges besser zu als die Eintönigkeit einstimmigen Gleichklanges. » (Gegenüber seiner Feststellung, der Tessin sei von den Eidgenossen erobert worden,

darf immerhin daran erinnert werden, daß mindestens die Bellinzonesen zur Okkupation ihres Gebietes aufforderten.) Mit der Gliedstaatlichkeit und der freiheitlichen Demokratie stehen Kleinstaatlichkeit und Neutralität in ursächlichem Verhältnis. Bonjour sieht Größe, nicht Schwäche im Verzicht der Eidgenossen nach 1516 auf ihre Großmachtspolitik, die nach seiner Ansicht «begriffen, daß, wenn sie weiter Eroberungen machen und sie behalten wollten, sie ihren Staat verstärken und zugleich die staatsfreie Sphäre verengern mußten». Die Ausbildung einer freiheitlichen, volksnahen und bündischen Demokratie wertet er als spezifischen Beitrag der Schweiz zum universalen Gedankengut neueren Staatsrechts. Die Demokratie versagte nur dort, wo sie nicht geistiges und sittliches Erbgut eines Volkes hatte werden können, sondern kurz nach ihrer Einführung vor die entscheidende Bewährung gestellt worden war. Überzeugend lehnt Bonjour für die schweizerische Demokratie den Vorwurf mangelnder Gemeinschaft ab; in unserem Staatswesen «bedeutet Gemeinschaft nicht nur politisches Zusammenhalten in biologisch-rassischer Ausschließlichkeit; hier wird Gemeinschaft als genossenschaftliche Gebundenheit Verschiedenstämmiger aufgefaßt und darüber hinaus als sittliche Verpflichtung begriffen, als humanitäre Erziehungsaufgabe gelebt».

Bonjours Schrift darf als ganz hochwertiger Versuch gewertet werden, das politische Erbgut des Schweizer Volkes in seiner Eigenständigkeit und seinem Wert für die Gegenwart historisch zu begründen und prägnant festzustellen, unseren Stimmungsbezug als neutraler Kleinstaat von politischer Sonderart geistig zu fundieren. Der Gefahr, zu idealisieren, scheint er uns nicht durchwegs entgangen zu sein.

Zürich.

Otto Weiss.

Festgabe Walter Köhler; Bibliographie Walter Köhler, hgg. vom Zwingliverein; Beiheft zur Zwingliana 1940; Verlag des Zwinglivereins, Zürich 1940. (XVI u. 178 S.).

Anläßlich des 70. Geburtstages Walter Köhlers hat der Zwingliverein eine umfassende Bibliographie des literarischen Lebenswerkes des Jubilars herausgegeben. Die Anregung dazu ging von Hermann Escher aus, der noch kurz vor seinem Tode den engeren Vorstand des Zwinglivereins und die Redaktoren der Zwingliausgabe zu einer ersten Besprechung zusammengerufen hatte. Es war ihm nicht vergönnt, diese Arbeit zu Ende zu führen. An seine Stelle traten vor allem Fr. Blanke und L. v. Muralt, unter deren Führung cand. theol. Walther Albrecht sich um die Sammlung des Materials bemühte, währenddessen die Aktuarin des Zwinglivereins, Dr. Helen Wild, die bibliographische Bearbeitung des Materials übernahm. Die eigentliche Redaktion besorgte Fr. Blanke.

Es wurden von dieser Bibliographie erfaßt alle selbständig erschienenen Schriften, alle Zeitschriftenaufsätze, Beiträge in lexikalischen Werken und Artikel in Sammelschriften. Berücksichtigt wurde auch die Mitarbeit in

der Tagespresse, vor allem in den Basler Nachrichten und in der Neuen Zürcher Zeitung. So ergibt sich aus dem gesammelten Material ein abgerundetes Bild von der erstaunlich umfassenden Arbeit Walter Köhlers, und zugleich ist uns ein wertvolles Repertorium geschenkt, das die Ergebnisse langjähriger Forscherarbeit in übersichtlicher Weise zur Verfügung stellt. Wir zweifeln nicht daran, daß von dieser Festgabe manche Anregung zu weiterem Forschen ausgehen wird.

Neuallschwil.

J. Schweizer.

MARGRET GRAF-FUCHS, *Das Gewerbe und sein Recht in der Landschaft Bern bis 1798*. Berner Jur. Diss., erschienen als Beiheft II der Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde. 221 Seiten. Verlag Paul Haupt, Bern 1940.

Die freie Ausübung eines Handwerks und dessen Zusammenschluß in einer Zunft bildete nach landläufigem Begriff vor dem Erlaß der allgemeinen Gewerbefreiheit eines der Vorrechte der städtischen Bevölkerung. Wohl bestanden in den meisten Dörfern Mühlen, Backöfen, Metzgereien, Schmieden, Tavernen, gelegentlich auch Badstuben und Öltrotten, aber sie unterstanden dem Grundherrn, welcher mit Hilfe des hoheitlichen Gewerbebanes dafür sorgte, daß ohne seine Einwilligung keine neuen Betriebe eröffnet werden durften. Diese an eine bestimmte Behausung gebundenen ländlichen Ehehaften wurden als Lehen ausgegeben und waren bei jeder Handänderung der Ehrschatzpflicht unterworfen. Seit der Erwerbung der Landschaft suchte sie der städtische Rat an sich zu ziehen. So stellt die Verfasserin die allgemeine Ausübung des Mühleregals durch den Berner Rat für die Zeit um das Ende des 16. Jahrhunderts fest.

Neben diesen konzessionierten Gewerben ist nun aber für die Berner Landschaft eine zusehends wachsende Reihe von Handwerken nachweisbar, die eine freiere Organisationsform zu bewahren vermochte. Es drängt sich dabei unwillkürlich ein Vergleich mit den gleichzeitigen Verhältnissen auf der Zürcher Landschaft auf. Sie zeigt sowohl verwandte wie verschiedenartige Züge. Wie Zürich den später erworbenen Städten Winterthur und Elgg die überlieferten Freiheiten und damit auch die selbständige Organisation der Handwerke in Zünften weiterhin gewährt hat, so wahrte der Berner Rat auch den einzelnen Handwerken in den Landstädten Thun, Burgdorf, Biel, Nidau, Aarberg und Büren das Recht der zunftgemäßen Selbstverwaltung. Es bedeutet jedoch etwas ganz Neues, wenn Bern auch solche zünftische Organisationen zuließ, die sich nicht auf altem städtischem Boden, sondern auf rein ländlichem Gebiet entwickelten. Die Bildung dieser Landzünfte fällt vorwiegend in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, während die späteren Gründungen vielfach auf Abspaltungen zufolge der Berufsteilung zurückzuführen sind. Diese Landzünfte entbehrten freilich jeder politischer Note und dienten lediglich wirtschaftlichen Zwecken, der Beschränkung der Meisterzahl und der Fernhaltung der fremden Konkurrenz.

Aber diese Neuerung entspringt doch einer großzügigeren Einstellung im Vergleich zu den Zürcher Zünften, die, wie den « Quellen zur Zürcher Zunft-Geschichte, Zürich 1936 » zu entnehmen ist, jede selbständige Regung der Landhandwerker zu unterbinden suchten und die Landbevölkerung wenn möglich zum Anschluß an die städtischen Zünfte zu verpflichten wußten, was auch mit Ausnahme der Schuhmacher- und Leinenweberhandwerke gelang.

Was der vorliegenden Arbeit einen besonderen Reiz verleiht, ist die offene und klare Stellungnahme zu all den umstrittenen Fragen, die sich an das Zunftwesen anknüpfen. Sei es in der Auseinandersetzung mit der alten hofrechtlichen Theorie von der Entstehung der Zünfte, sei es bei der Behandlung der immer wieder aktuellen Gegenüberstellung der Löhne und Preise, sei es bei der Betrachtung über die verschiedenen gewerblichen Betriebsformen: Hauswerk, Lohnwerk, Preiswerk, stets ist es die aufgeschlossene Linienführung, welche die kleinsten Einzelheiten in das Grundsätzliche einzuordnen weiß.

So wird nicht bloß der « zünftige Wirtschaftshistoriker » neben dem in erfreulicher Weise zutage geförderten Neuland mit Gewinn auch die abklärenden Zeugnisse für das gleichzeitige Nebeneinanderbestehen verschiedener Wirtschaftsformen entgegennehmen.

Wallisellen.

Werner Schnyder.

ARTHUR GLOGGNER, *Die Mitwirkung des Adels bei der Gründung und Festigung der Eidgenossenschaft*. Bern o. J. (1941).

Die Entstehung der Eidgenossenschaft aus der Gegnerschaft zum habsburgischen werdenden Staatsgebilde, das sich zur Hauptsache auf den Adel stützte, hat es mit sich gebracht, daß das Interesse der schweizerischen Geschichtsschreibung immer auf der Gegenpartei des Adels lag. Eine Bearbeitung der Geschichte des schweizerischen mittleren und niederen Adels wird aber gerade deswegen für die Schweizergeschichte fruchtbar werden, und hierin ist für die Zukunft noch mit wesentlichen Fortschritten der Erkenntnis zu rechnen, die zwar das allgemeine Bild nicht umändern, aber erst richtig vertiefen werden.

Das soziale Gefüge der Entstehungszeit der Eidgenossenschaft ist keineswegs einheitlich. Während vor dem Interregnum und noch in dessen ersten Jahren die « Herren » eine unbestritten führende Schicht bilden, ist nach den lebhaften Kämpfen, die dann einsetzen, die Lage völlig zerrissen und verschoben. Die Städte haben sich zu einer weitgehenden Selbständigkeit durchgerungen, die die Habsburger überall nur noch für kurze Jahre unterdrücken konnten. Der Adel, der eine fein differenzierte Schichtung besaß, war durcheinander geworfen worden, und das Streben der Habsburger nach einer geschlossenen Territoriums-bildung machte seine Stellung zwiespältig. Das bestimmt die Haltung dieser folgenden Jahrzehnte, einerseits der standesgemäße Zug zur Partei der Habsburger, andererseits aber die Anlehnung an deren stille Gegner, die Städte und die Geistlichkeit.

Nirgends kommt das klarer zum Ausdruck als im Aufstand gegen Habsburg im Jahre 1291, der von diesen Kreisen ausging und auch von ihnen geführt wurde. Diese Gegner sind Habsburg unterlegen, und als dann im 14. Jahrhundert es überraschenderweise den Waldstätten gelang, Habsburg standzuhalten, war die Stellung des Adels erst recht zwiespältig, denn selbständige Politik führende Landgebiete waren für ihn etwas völlig Ungewohntes. Geschlechter wie die Grafen von Habsburg-Laufenburg mit ihren Nachfahren, dem Hause Neu-Kyburg, oder die Grafen von Rapperswil und Homberg zeigen in der Unsicherheit und Unbeständigkeit ihres Handelns die für sie immer unhaltbarer werdende Lage zwischen den Habsburgern, den Städten und den Waldleuten, die alle drei das auch ausnützten. Genau wie es diesen Geschlechtern ging, so war die Lage auch für die Ministerialen und Dienstleute, die überall auf dem Lande herum auf ihren Burgen saßen. Die einen lockte der Aufstiegsweg, den die sich entwickelnde habsburgische Staatsverwaltung bot, die anderen zogen in die Städte oder schlossen sich den Waldleuten an, die dritten aber suchten das alte Leben weiter zu führen und erlagen meist der sich wandelnden wirtschaftlichen Umwelt. Die politische Lage, die soziale Struktur und die Wirtschaft verändern sich in diesen Jahrzehnten mit einer fast sprunghaft anmutenden Schnelligkeit.

Von allem dem ist bei Gloggner nichts zu finden, dazu fehlten ihm die Voraussetzungen. Er bietet 18 Seiten Darlegung der Thesen von Dungenrs über den Adel des Mittelalters, worauf 4 Seiten über den sich nach dem Mittelalter neu bildenden Adel folgen, die die einzige originale Arbeit des Verfassers sind. Die restlichen 98 Seiten füllt eine Darstellung der Gründungsgeschichte nach den verschiedenen früheren Thesen von Karl Meyer mit besonderer Betonung der ständischen und personellen Fragen, wie sie sich ausführlich schon bei Oechsli finden. Gloggner beschreibt hier in längeren Ausführungen die führenden Geschlechter der Waldstätte, und sein Interesse gilt den sogenannten Gründergestalten in besonderem Maße, doch ist alles das von einem heutigen, familiengeschichtlichen und konservativen Hauche durchweht. Es erübrigt sich, auf irgendwelche Einzelheiten einzugehen. Die Gründlichkeit der Arbeit ergibt sich allein schon daraus, daß S. 69 das Geschlecht Abyberg als im Mannesstamm ausgestorben angegeben wird. Gegenüber Oechsli ist kein Fortschritt festzustellen, und wenn man die fein ausgefeilten Arbeiten von Durrer kennt, fällt ein Vergleich keinesfalls zum Vorteile der neuen Studie aus.

F r a u e n f e l d.

B r u n o M e y e r.

DELIO CANTIMORI, *Eretici italiani del Cinquecento. Ricerche storiche.* (Biblioteca storica Sansoni, Nuova Serie, I), Sansoni, Firenze, 1939, 1 vol. gr. in-8^o, 447 p.

Le professeur Cantimori, bien connu pour ses travaux sur la pensée religieuse et philosophique du 16^e siècle, a eu l'heureuse idée de compléter sa publication de textes sur les réformateurs italiens (*Per la storia degli ere-*

tici italiani nel secolo XVI in Europa, Studi e documenti pubblicati dalla R. Accademia d'Italia sotto la direzione de G. Volpe, Roma, 1937) par une synthèse historique et une mise au point du problème, d'après l'état actuel de nos connaissances. L'auteur, qui a joint à chaque chapitre une abondante et précieuse bibliographie, a tiré largement profit de certains dépôts d'archives de Suisse (Collections Simmler et Bullinger à Zurich, fonds de Bâle, Berne, Genève, etc.), de sorte que cet ouvrage est une contribution précieuse à l'histoire des idées en Suisse au 16^e siècle.

Cantimori appelle « hérétiques » les réformateurs italiens, parce qu'ils demeurèrent rebelles à toute forme de communion ecclésiastique et parce qu'ils répandirent des idées que les chefs protestants eux-mêmes considéraient comme dissolvantes et dangereuses pour leur propre œuvre. Ces penseurs italiens, qui forment un groupe bien distinct des « sectes » et des « églises » protestantes étudiées par Trœltzsch, doivent être considérés davantage comme des continuateurs des mouvements spirituels du moyen-âge et de la Renaissance que comme des « réformateurs » dans le vrai sens du mot. Leur véritable climat intellectuel n'a jamais été la doctrine calviniste, luthérienne ou zwinglienne, mais bien le criticisme de Laurent Valla, le christianisme platonisé de Marsile Ficin et le scepticisme humaniste de Pic de la Mirandole. C'est la rencontre de cet esprit, pur produit de la culture italienne, avec les idées des réformateurs germaniques diffusées dans la péninsule dès 1528, qui engendra ce que l'on a bien improprement appelé le « protestantisme » italien. Sans le goût inné des disputes théologiques et sans l'anticléricalisme des Italiens du 16^e siècle, il n'y aurait pas eu de « réformateurs » au Sud des Alpes.

Cantimori estime que le radicalisme et la cohérence des doctrines des théologiens suisses et, du moins en ce qui concerne les Lucquois et les Florentins, le fond social et politique de la réforme suisse sont — avec les motifs géographiques bien entendu — les principales raisons qui poussèrent les Italiens à choisir de préférence la Suisse comme refuge, pendant le grand mouvement d'émigration qui s'étendit de 1540 à 1560 environ. Les Grisons, qui touchaient à l'Italie par la Valteline, furent le premier et le plus important centre d'attraction des protestants italiens. Ceux-ci pouvaient plus facilement y trouver un emploi de professeur ou de pasteur que dans les villes de langue allemande. Grâce à Bullinger, qui fut une sorte de protecteur des églises grisonnes, les émigrés italiens pénétrèrent petit à petit en Suisse. Après avoir défini la pensée et retracé l'action des anabaptistes italiens tels que G. Siculo et Camillo Renato dans les vallées rhétiques (Chap. IX), Cantimori analyse les motifs qui firent des villes de Zurich, Bâle et Genève des lieux de séjour provisoire ou prolongé des émigrés italiens (Chap. X). Leur prédilection marquée pour Zurich s'explique par l'influence qu'y avait laissée l'esprit humaniste de Zwingli, tradition que Bullinger continuait dans une certaine mesure. La sévérité de la Genève calviniste était peu faite pour attirer des tempéraments aussi foncièrement hostiles à toute intolérance. Bâle fut, avec Zurich, leur résidence préférée. La plupart de ces « hérétiques » ayant séjourné dans ces différentes villes un temps plus

ou moins long et ayant souvent changé de demeure, il est difficile de rattacher tel personnage à un groupe défini. Ces esprits furent le mouvement même. L'historien romain a su remarquablement retracer les péripéties dramatiques de ces existences et l'étonnante richesse de leur production. Citons Celio Secondo Curione, qui enseigna les humanités à l'académie de Lausanne et à l'université de Bâle et qui créa une doctrine pédagogique où se trouve en germe l'*Emile* de Rousseau (p. 103-107). Nous déplorons avec Mr. Cantimori l'absence d'un ouvrage d'ensemble sur Curione dont les lettres encore inédites permettraient de tracer un portrait entièrement nouveau. Citons encore les chapitres consacrés à Lelio Socin, père de la critique religieuse, à Bernardin Ochino et au Bressan Sébastien Castellion que ses relations avec les Italiens font rattacher à ce groupe plutôt qu'à celui des protestants français.

Une des nouveautés de l'ouvrage de Mr. Cantimori est d'avoir montré que les réformateurs italiens surent conserver leur individualité propre et qu'ils n'ont nullement été absorbés par le luthéranisme, le calvinisme ou le zwinglianisme. Bien au contraire, ils entrèrent souvent en conflit avec les autorités religieuses et civiles à cause de l'indépendance d'esprit dont ils firent preuve. Ainsi Ochino dut quitter Genève après l'exécution de Michel Servet — exécution qui contribua d'ailleurs à éloigner de Calvin d'autres protestants italiens — et il se réfugia à Zurich où, grâce à Lelio Socin, l'ancien capucin siennois devint le prédicateur de la communauté des réformés locarnais. En publiant, contre la volonté de Bullinger, ses *Triginta dialogi* (analysés p. 251-359), Ochino rompit ouvertement avec l'orthodoxie calvino-zwinglienne et fut expulsé de Zurich. Pareille mésaventure faillit arriver à Curione qui eut à se disculper, à Bâle, dans trois procès provoqués par la hardiesse de ses idées. Il fut le seul Italien qui, pour terminer tranquillement une vie agitée, fit acte de soumission.

Cette première génération d'émigrés disparut entre 1560 et 1565, après une vingtaine d'années d'exil. La seconde génération, illustrée par Fausto Socin, n'eut que peu d'attaches avec la Suisse. Ces derniers « hérétiques » étaient domiciliés en Pologne, en Transylvanie et en Angleterre. Cantimori leur a consacré la seconde partie de son ouvrage.

Lausanne.

S. Stelling-Michaud.

Die Landvogtei Thun im 18. Jahrhundert. Ein Ausschnitt aus Johann Friedrich Ryhiners « Region-Buch des Freystaats und Republic Bern » von 1783. Herausgegeben und eingeleitet von HANS GUSTAV KELLER. Thun, Verlag W. Krebsler & Co. (o. J.).

Johann Friedrich Ryhiner (1732—1802) hat in den Jahren 1782/84 im Auftrag des Rates ein « Region-Buch », d. h. eine Topographie des Kantons Bern zusammengestellt, und zwar auf Grund sorgfältig bearbeiteter tabellarischer Fragebögen, die von Amtleuten und Pfarrherren ausgefüllt wurden. Dieses « Region-Buch » war für den Gebrauch auf der Kanzlei bestimmt. Es befindet sich heute noch im bernischen Staatsarchiv (11 Bände, ohne die 4 Bände Waadt, die, bis auf einen im Staatsarchiv Lausanne, ver-

schollen sind). Das «Region-Buch» enthält nicht nur eine umfassende, gründliche Beschreibung des altbernischen Staatsgebiets, sondern auch eine grundlegende, zusammenfassende Darstellung des in diesem Gebiet geltenden öffentlichen Rechts in seiner fast unübersehbaren Zerstückelung.

Der Teil über Thun, den Dr. Hans Gustav Keller hier veröffentlicht, gibt ein treffliches Beispiel für den Aufbau des alten bernischen Staates und zugleich ein ausgezeichnetes Bild seiner vielfältig gegliederten Staatsverwaltung.

In einer Einleitung gibt Dr. Hans Gustav Keller einige biographische Notizen über Johann Friedrich Ryhiner bekannt. Er ist zweifellos der Verfasser des «Region-Buchs», wie dies auch aus Eintragungen in Rats- und Vennermanualen hervorgeht. Hingegen schreibt ihm Keller auch die beiden großen historischen Werke: «Geschichte des Kantons Bern» und «Geschichte der Stadt und des Kantons Bern» zu, was nicht richtig ist. Diese beiden handschriftlichen Werke (Mss. Hist. Helv. X. 224/226 und XIV. 72/73 in der Stadtbibliothek Bern) sind die Vorarbeiten und Originale zu den im Staatsarchiv Bern befindlichen 3 Bänden «Einleitung in die historisch-topographische Beschreibung des Oberamts Bern, enthaltend die Geschichte des Kantons Bern von der Völkerwanderung bis zur Eroberung des Aargaus im Jahre 1415» und der fünfbandigen «Geschichte der Stadt Bern», beide ebenfalls im Manuskript. Es sind dies vortreffliche, auf genauem Quellenstudium beruhende Werke, von denen Tillier in seiner «Geschichte des eidg. Freistaates Bern» ausgiebig Gebrauch gemacht hat. Ihr Verfasser ist aber nicht der Topograph, Venner Johann Friedrich Ryhiner (1732—1802), wie dies Keller angibt, sondern dessen Neffe, Lehenskommissär Rudolf Friedrich Ryhiner (1772—1817). Übersehen hat Keller fernerhin, daß Venner Johann Friedrich Ryhiner nicht bloß als Topograph ehrendes Andenken verdient, sondern ebenso sehr auch als Sammler. Er hinterließ nämlich seinem Neffen Friedrich Ludwig von Effinger eine Sammlung von mehr als 12 000 Landkarten, welche für die große Sammlung seiner Zeit galt. Diese allgemeine, jedoch in Beziehung auf die Schweiz besonders reichhaltige Kartensammlung umfaßt jetzt noch, obwohl sie 1798 durch französische Requisition manch wertvolles Stück einbüßte, 496 Bände! Es wäre sehr zu begrüßen, wenn über diese beiden verdienstvollen Gelehrten des alten Bern, die der Nachwelt bis heute sozusagen unbekannt geblieben sind, einmal etwas ausführlicher berichtet würde.

In einem Geleitwort skizziert Hans Gustav Keller ferner den Sinn des bernischen Stadtstaates, ausgehend vom Aufbau des mittelalterlichen Staates an sich, bis zum Untergang des alten Bern im Jahre 1798. Die Schrift ist, wie bei den Publikationen Kellers immer, vorbildlich gedruckt und mit trefflichen Federzeichnungen von Konservator G. Keller ausgeschmückt.

Bern.

Hans Strahm.

BIRCHER RALPH, *Wirtschaft und Lebenshaltung im schweizerischen «Hirtenland» am Ende des 18. Jahrhunderts*. Zürcher staatswissenschaftliche Dissertation, 1938.

Während dem 18. Jahrhundert wich in der Innerschweiz und im Berner Oberland die hergebrachte Verbindung zwischen Ackerbau für die Selbstversorgung und Alpwirtschaft allmählich einer einseitigen Viehzucht und Käseproduktion für fremde Märkte. Dieser Vorgang beeinflusste nicht bloß die Technik der Alpung und des KäSENS, er hatte auch tiefgreifende soziale Folgen: Eine kleine Schicht begüterter Bauern wußte ihren Grund- und Alpbesitz sowie ihren Viehstand beharrlich zu mehren, während die Mittel- und Kleinbauern, in verschiedener Hinsicht eingeengt, unter schwereren Bedingungen als bisher um ihr Auskommen kämpfen mußten. Der Gegensatz zwischen Reich und Arm trat schärfer als in früheren Zeiten zutage. Der Geldverkehr nahm größere Formen an, und der Arbeitsrhythmus näherte sich immer mehr dem geruh-samen Dasein des Hirtentums. Auch der bäuerliche Verbrauch begann sich zu wandeln: So gewannen namentlich in Speis und Trank die fremden Erzeugnisse mehr Raum neben den einheimischen Produkten, und die traditionellen Zweige des Landbaus wurden um den Kartoffelbau ergänzt. Der Neben-erwerb aus Gütertransit, aus Paßverkehr und — in der Innerschweiz — auch aus den Pilgerzügen erhielt größere Bedeutung. Die Bevölkerungsbewegung war im «Hirtenland» zu jener Zeit nicht einheitlich; doch wurden an vielen Orten die Auswanderung und namentlich der Eintritt in fremde Solddienste für die weniger bemittelte Bevölkerungsschicht in steigendem Maße zur unab-weisbaren Notwendigkeit. Auf der anderen Seite begannen Bauern aus dem Mittelland in Gebieten, wo die Alpen nicht Gemeinbesitz waren, Weidland und die dazugehörenden Anwesen zu erwerben.

Diese Vorgänge stellen einen Teilprozeß der frühen «kapitalistischen Entwicklung» des schweizerischen Bauerntums dar. Ob sie hingegen auch das «erste spezifisch schweizerische Problem unserer Wirtschaftsgeschichte» bilden, wie der Verfasser im Vorwort zu seiner gründlichen Studie ausführt, wagen wir zu bezweifeln. Angesichts der großen sozialen und politischen Bedeutung der geschilderten Wandlungen hätte es sich empfohlen, auch die obrigkeitlichen Urteile und Maßnahmen sowie die Haltung der Talgemeinden zusammenhängend darzustellen. Doch innerhalb der Grenzen, die Ralph Bircher sich unter der Leitung von Prof. Hans Nabholz gesetzt hat, gibt er ein anschauliches und differenziertes Bild der bergbäuerlichen Wirtschaft. Sein Material setzt sich aus Reisebeschreibungen sowie aus Schilderungen des Hirtenlandes durch ortsansässige Geistliche zusammen. Die bäuerlichen Urkunden und Chroniken, welche die Wandlungen vor 1800 am getreuesten wieder-spiegeln würden, sind entweder verloren oder doch nur einzelnen, mit der Bergbevölkerung besonders eng verbundenen Volkskundlern wie Robert Marti-Wehren in Bern zugänglich.

Wetzikon.

Georg C. L. Schmidt.

Les mariages manqués de Belle de Tuyll (Mme de Charrière). Lettres de Constant d'Hermenches publ. par la Baronne Constant de Rebecque en collab. avec Mme Dorette Berthoud. — Lausanne, Payot; 1940; 336 p. in-8^o.

On ne publiera jamais trop de textes, et surtout de correspondances, du XVIII^e siècle. Dans le domaine des relations privées, du savoir-vivre — et du savoir-écrire — comme dans celui des relations internationales qu'il n'est pas le lieu d'évoquer ici, l'époque à laquelle Michelet eut bien raison de réserver l'appellation de « grand siècle » avait atteint une élégance, une harmonie et un équilibre qui n'ont été ni dépassés, ni oubliés. Rien de ce qui peut rappeler ou faire revivre ces temps n'est donc à négliger. Possédant dans ses archives de famille les lettres par lesquelles Constant d'Hermenches répondait à celles de Belle de Zuylen que Ph. Godet a magistralement publiées, Mme Constant de Rebecque a fort bien fait de les mettre à jour.

On sera plus réservé sur la méthode employée par les deux éditrices. Dans le bel hommage posthume qu'elle a rendu à la baronne Constant, Mme D. Berthoud a révélé que l'arrière-petite-fille de Constant d'Hermenches avait « horreur de l'érudition, du pédantisme . . . et aussi un certain dédain de mondaine pour ceux qui s'astreignent à de patients et obscurs travaux ». Les érudits et les pédants que nous sommes sans doute diront-ils, sans manquer à sa mémoire, que ce ne sont pas là des qualités requises pour un éditeur de textes? Au lieu de publier simplement les lettres originales tirées de leurs archives, comme Ph. Godet n'avait pas craint de le faire avant elles, les éditrices ont voulu composer un récit suivi. Elles ont été ainsi amenées à réimprimer nombre de pages déjà éditées par Godet et l'artifice typographique employé ne doit pas faire illusion sur la proportion d'inédit qu'apporte de ce fait leur livre. Les résumés des lettres de Belle de Zuylen, auxquels se sont livrés en d'autres cas les éditrices, auraient pu suffire partout; et tant qu'à suivre ce système, il aurait été alors indiqué de donner systématiquement *in-extenso* les passages auxquels Constant répondait directement, ce qui n'a pas été fait. Certes le rapprochement des deux correspondances est précieux; mais même au point de vue purement littéraire, on ne peut méconnaître qu'une séparation plus rigoureuse n'aurait pas nui à Constant. En effet, à côté des merveilles de grâce et de vivacité que sont les lettres de Belle, celles de Constant d'Hermenches — qui écrivait bien, parce que tout honnête homme, en ces temps uniques, savait tenir joliment une plume, mais qui était loin de valoir comme épistolier Mme de Charrière — paraissent parfois un peu entortillées et empreintes de cette sécheresse cérébrale qui accompagne volontiers un grand raffinement de pensée et de style. Et du moment qu'elles avaient pris le parti d'enrober les textes qu'elles publiaient dans un commentaire de leur façon, les éditrices auraient dû aller jusqu'au bout de leur propos; nous donner, par exemple, des indications de parenté plus précises, voire un tableau géné-

alogique de la famille de Constant, qui eussent bien rendu service au lecteur; identifier avec la même rigueur tous les personnages qu'on voit apparaître dans leur texte et dans la correspondance et ne pas se contenter de références bibliographiques incomplètes comme c'est souvent le cas; corriger leurs épreuves avec plus de soin (où sont les notes 1 et 2 de la p. 222?); surtout munir le volume d'un index. Philippe Godet ne s'était pas cru déshonoré d'en adjoindre un à son édition.

Mais ce sont là vétilleuses chicanes. La grâce et l'intérêt du livre n'en demeurent pas moins extrêmes — comme aussi notre reconnaissance envers les propriétaires et les éditeurs de pareils trésors épistolaires.

Genève.

Paul-F. Geisendorf.

MAX SILBERSCHMIDT, *Der Aufstieg der Vereinigten Staaten von Amerika zur Weltmacht*. Aarau, Sauerländer, 1941. 498 pages in 8°.

De tous les pays contemporains, les Etats-Unis d'Amérique sont sans doute celui qui s'étudie le plus lui-même. Statistiques, rapports d'enquêtes officielles et privées, revues, traités de politique intérieure et extérieure, histoires économiques et sociales, biographies, mémoires, encyclopédies, publications individuelles et collectives, tous ces moyens d'information, d'importance et de qualité très inégales, s'offrent à foison à l'observateur étranger désireux de connaître le passé et le présent de la grande république d'outre-mer.

Notre compatriote, le professeur Silberschmidt, y a puisé à pleines mains dans la préparation du remarquable ouvrage qu'il vient de publier sous le titre « Les Etats-Unis deviennent puissance mondiale ». N'est-ce pas ainsi, plutôt qu'« avènement à la puissance mondiale », qu'il convient de traduire l'original, peut-être légèrement équivoque, d'« Aufstieg zur Weltmacht »? Le titre, je m'empresse de le dire, n'est pas ce qui m'a le mieux plu dans ce livre, très documenté, bien composé et écrit avec vivacité et intelligence. Son contenu n'est-il pas mieux défini par le sous-titre, « La vie politique et économique aux Etats-Unis au XXe siècle »? Il s'agit, en effet, d'une histoire générale des Etats-Unis depuis 1898 jusqu'à nos jours. Dans cette chronique du *Square Deal* au *New Deal*, telle que M. Silberschmidt nous la présente, la politique étrangère ne tient pas la seule ni même la principale place. Et même la politique étrangère, telle qu'elle y est décrite, avec autant de clarté que de fidélité du reste, ne me paraît pas essentiellement caractérisée par la volonté de puissance, ainsi que le titre pourrait le faire prévoir.

Mais ce n'est là qu'une observation accessoire. Ce qui importe bien davantage, c'est de signaler l'apparition et le grand mérite de cette histoire, la plus importante qui ait jamais été écrite par une plume suisse sur la grande démocratie américaine. M. Silberschmidt, à qui une bourse Rockefeller permit de séjourner aux Etats-Unis de 1932 à 1934, en rapporta

une très riche moisson de connaissances et d'impressions. Depuis lors il a manifestement complété celles-ci par de vastes lectures. Bien que son ouvrage reflète le lu plutôt que le vu, il est certain que son auteur a beaucoup mieux lu, pour avoir au préalable vu au moins une partie de ce qu'il avait à décrire et à rappeler.

L'ouvrage, qui ne compte pas moins de 500 pages, est divisé en deux parties sensiblement égales, correspondant à deux périodes de durée approximativement semblable.

La première période, qui débute à la veille de la guerre hispano-américaine, s'achève au lendemain de la guerre mondiale. Elle comprend donc les présidences successives de MacKinley, de Theodore Roosevelt, de Taft et de Wilson. Au dehors, c'est la naissance de ce que seuls les souvenirs de leurs propres origines interdisent aux Américains d'appeler leur empire colonial, c'est l'évolution de la doctrine de Monroe vers un pan-américanisme qu'ils voudraient bien rendre pleinement réciproque, c'est la défense de la porte ouverte en Extrême-Orient, et c'est enfin la glorieuse et tragique politique extérieure du Président Wilson. A l'intérieur, M. Silberschmidt nous rend témoins des luttes politiques, économiques et sociales qu'il évoque dans le rayonnement des personnalités des présidents réformateurs, Theodore Roosevelt et Woodrow Wilson.

Dans ses jugements sur les hommes et les partis, l'auteur ne se départit guère d'une sage impartialité. Naturellement plus facile à l'observateur étranger, elle est un des rares avantages dont il jouit par rapport à l'historien national. Mais cette qualité, une des plus précieuses et une des moins communes qui soient, n'empêche pas M. Silberschmidt de marquer et de justifier ses préférences pour la politique intérieure et extérieure du généreux et malheureux fondateur de la Société des Nations. Son impartialité ne saurait davantage l'empêcher de faire la part très large aux problèmes économiques et aux questions sociales dans son exposé. Nul ne s'en plaindra. L'intérêt exceptionnel de l'histoire récente des États-Unis ne réside-t-elle pas dans le spectacle qu'elle offre du capitalisme le plus évolué se développant dans l'ambiance la plus démocratique?

La seconde partie de l'ouvrage est consacrée à l'après-guerre. Ici, comme il est naturel du reste, la politique intérieure tient nettement le devant de la scène. Après les vives indignations et le bref enthousiasme de l'aventure européenne, la réaction nationaliste, xénophobe et individualiste triomphe dans tous les domaines. Elle triomphe sous la présidence débonnaire de l'aimable et léger journaliste Harding et sous celle plus austère de l'avocat taciturne Coolidge. Elle ne triomphe pas moins sous celle, beaucoup plus remarquable par la pensée qui l'inspire, de Herbert Hoover. C'est sous la direction de cet éminent ingénieur philanthrope, à qui nous aimons à attribuer une ascendance helvétique, qu'éclata l'effroyable crise de 1929.

Comme toujours dans les annales de la démocratie américaine, la tempête fut fatale au pilote qu'elle trouva à la barre. En s'apaisant, elle fut au contraire clémente à son successeur. Mais si l'actuel Président Roosevelt eut la bonne fortune d'accéder au pouvoir au plus fort d'une crise si aiguë qu'elle ne pouvait être que temporaire, il est certain que la hardiesse, l'énergie et l'optimisme contagieux dont il fit preuve dans les premiers jours de sa magistrature, en rétablissant la confiance publique, contribuèrent à mettre un terme à la panique. Ces qualités ne se sont du reste jamais démenties depuis plus de huit ans qu'elles s'exercent au service de son pays. Pendant cette longue magistrature elles n'ont cessé d'être mises en valeur par un sens politique très avisé qui avait totalement manqué à Hoover, le moins démagogue des hommes. Ce sont elles qui expliquent l'extraordinaire ascendant du président actuel.

Il est manifestement impossible, dans cette brève notice, de faire plus que d'esquisser le cadre général de la grande fresque qu'a peinte notre compatriote. Nous souhaitons à son ouvrage une large diffusion chez nous. Il la mérite tant en raison de son sujet que du grand talent d'exposition de l'auteur. C'est ce talent qui a permis à l'historien de dominer sa matière et de maîtriser les très grandes difficultés de sa tâche.

L'historien qui aborde la période contemporaine ne saurait guère aspirer à l'originalité. La découverte de sources inédites et celle de faits nouveaux lui sont presque toujours également interdites. Quant à l'interprétation des unes et des autres, il est bien rare qu'il puisse s'écarter des sentiers battus de la vraisemblance, sans tomber dans les pièges du paradoxe, sans s'égarer dans le maquis des hypothèses aventureuses ou sans s'enliser dans les sables mouvants de la sociologie. Cela est tout particulièrement le cas pour celui qui s'enhardit à exposer, après tant d'autres, l'histoire récente des Etats-Unis.

Le grand mérite de M. Silberschmidt est de nous avoir donné une oeuvre sérieuse et instructive, qui, tout en étant faite à la mesure de nos curiosités helvétiques, est bien mieux qu'un simple essai de vulgarisation, dans le sens vulgaire de ce vilain mot. Sans prétendre rien apprendre aux historiens d'outre-mer, qui sont au contraire ses guides constants, il apporte à la présentation des faits qu'il leur doit de connaître un art bien supérieur à celui d'un compilateur servile.

Sa documentation, telle qu'elle est établie dans sa bibliographie, est fort abondante. Elle l'est sensiblement moins dans ses notes, où il n'indique que les livres dont il s'est principalement inspiré. Sans m'arroger le droit d'en juger avec l'assurance d'un spécialiste, je crois que M. Silberschmidt n'a négligé aucun des principaux auteurs parmi les plus récents. S'il ne cite pas des historiens tels que Channing, des jurisconsultes tels que J. B. Moore ou des publicistes tels que Lowell ou Holcombe, c'est sans doute parce que leurs contributions essentielles sont étrangères à l'objet de son étude. Je suis plus étonné de ne pas trouver dans sa bibliogra-

phie le livre de A. C. Coolidge qui, par son titre, sa date et surtout son substantiel contenu¹, aurait dû, semble-t-il, y trouver sa place².

Mais, encore une fois, la littérature relative au sujet est si inépuisable et ce que M. Silberschmidt nous en offre est si riche et si bien choisi, que le critique aurait mauvaise grâce à insister sur les lacunes inévitables dans toute bibliographie d'histoire contemporaine.

Après tous les ouvrages américains qui ont paru sur notre pays depuis deux générations, il était temps qu'une plume helvétique, reprenant la tradition des Hottinger et des Rüttimann, en consacre un aux Etats-Unis. Il faut donc savoir gré à l'auteur de ce beau livre du service civique qu'il a rendu en le préparant. Il faut louer son talent et le féliciter de son succès. Il faut se réjouir aussi de ce que les circonstances et notamment le courage de son éditeur lui aient permis la publication du fruit si bien venu de son immense labeur.

Quant aux lecteurs suisses, qui tiendront à encourager ce double effort, je puis les assurer qu'ils en seront largement récompensés.

Genève (Valavran).

William E. Rappard.

MARCEL GODET, *Dernières nouvelles d'il y a cent ans: la Suisse et l'Europe en 1840*. Neuchâtel, Editions Victor Attinger, 1940, in 8°, 96 pages avec 21 illustrations dans le texte et hors-texte.

Amateur des choses du passé, M. Marcel Godet a fait revivre, pour notre plaisir et pour notre intérêt, la Suisse et l'Europe de 1840.

L'Europe de 1840 n'est pas, comme on pourrait l'imaginer, l'oasis de paix et de calme à laquelle on aime à rêver aujourd'hui. L'Angleterre a de nombreux soucis: au dehors, à Naples, en Perse, en Chine; chez elle, à la suite des troubles que suscitent les autonomistes irlandais et les premiers socialistes. La France, qui guerroye toujours en Algérie contre l'insaisissable Abd-el-Kader, est aussi aux prises avec l'agitation sociale que cause la réelle misère des ouvriers et l'agitation politique que provoquent quelques républicains et surtout l'ex-citoyen thurgovien, le prétendant-conspirateur Louis Bonaparte. En Espagne, carlistes et christiniens luttent depuis des années; en Autriche, Metternich gouverne avec sa fermeté habituelle; en Allemagne, l'Allemagne des philosophes et des poètes, la Prusse continue la tradition du roi-sergent et « fait de toute la nation une armée ». Mais, ce qui pèse surtout sur l'Europe de 1840, c'est la question d'Orient. La France, qui soutient Mehemet-Ali dans sa lutte contre le sultan, voit se reformer contre elle une coalition. L'Angleterre, l'Autriche, la Prusse, la Russie et la Turquie se prononcent contre le pacha d'Egypte. La guerre est dans l'air, on s'arme de tous côtés, la vie économique est presque

¹ *The United States as a World Power*, New York, 1927.

² Mieux en tout cas que le *Grosser Brockhaus*, incidemment cité pour une raison qui m'échappe.

paralysée, les petits Etats se préoccupent de faire respecter leur neutralité, mais, au dernier moment, Louis-Philippe recule, abandonne Thiers, rend la paix à une Europe qui n'osait plus espérer.

La Suisse elle-même, cette « Suisse des dilligences » qui ne comptait qu'un peu plus de deux millions d'âmes et dont Genève, avec ses 32 000 habitants, était la ville la plus peuplée, n'est pas aussi idyllique que les récits des voyageurs de l'époque le laissent entendre. C'est à peine si les troubles provoqués, après 1830, par la revision des constitutions cantonales, par le projet d'une réforme du pacte fédéral de 1815, sont apaisés, que déjà en naissent de nouveaux, provoqués cette fois par les passions confessionnelles. Le gouvernement radical de Zurich doit céder la place aux conservateurs modérés, les protestants et les catholiques argoviens réclament chacun des droits plus grands, les conservateurs lucernois demandent le rétablissement des Jésuites, le gouvernement vaudois de Druey tend à subordonner l'Eglise à l'Etat, cependant que Hauts et Bas-Valaisans en viennent aux mains et commencent une lutte que ne finira qu'en 1848. Dans le Jura bernois, la situation est plus grave encore. On y voudrait l'indépendance, et Berne, qui a déjà destitué le chef du mouvement, le conseiller d'Etat Stockmar, le poursuit pour haute-trahison et procède à une sévère répression. « Notre Suisse actuelle, malgré les circonstances graves et la violence de certaines polémiques, paraît une vraie idylle d'union politique et civique en comparaison de 1840 ».

Toutes ces luttes sont loin cependant d'épuiser les cantons. Partout on travaille, partout on construit: le pont de la Nydeck à Berne, le pont du Gotteron à Fribourg, le Grand pont à Lausanne. On fait aussi de nombreux projets, d'innombrables projets, dont les uns se réalisent, comme le chemin de fer de Zurich à Baden ou la correction des eaux du Jura, dont les autres sont encore à l'étude aujourd'hui, comme le canal du Léman au lac de Neuchâtel. L'activité n'est pas moindre dans le domaine des lettres et des arts, — M. Godet en dresse un tableau impressionnant, — et le rôle des sociétés patriotiques, comme dix ans auparavant, est toujours considérable. Un événement marquant encore, qui fait grand bruit: l'adoption d'un drapeau unique pour tous les bataillons de l'armée fédérale, le drapeau à croix blanche sur fond rouge.

Mais, en 1840 pas plus qu'aujourd'hui, la vie n'était faite seulement de communiqués militaires ou de dépêches diplomatiques. Alors, comme aujourd'hui, les petites choses se mêlaient aux grandes et l'auteur n'a pas manqué de relever ces « plaisants enfantillages » que sont les fraises mûres au mois de janvier ou le « *bride-cake* » de trois cents livres du mariage de la jeune reine Victoria!

Richement illustré de gravures et de dessins de l'époque, le petit livre de M. Godet est aussi admirablement documenté. Les trente pages d'annexes qui suivent le texte nous donnent, après la liste des souverains de l'Europe et le texte presque complet du pacte de 1815, toutes les autorités

fédérales: députés à la Diète, membres du Directoire, de la chancellerie, des commissions militaires, de l'Etat-major fédéral, agents diplomatiques de la Suisse à l'étranger, représentants des puissances en Suisse. Et puis des chiffres: les contingents fédéraux, en hommes et en argent, des vingt-deux cantons, la population totale de la Confédération, celle des cantons, celle des principales villes suisses. On doit remercier M. Godet d'avoir mis ainsi à la portée de chacun des renseignements nombreux et précis, souvent difficiles à se procurer.

M. Marcel Godet, invitant le lecteur à parcourir avec lui une année, une année comme les autres, a intéressé son compagnon de route tout au long du voyage, de janvier à décembre, parfois il l'a amusé, en passant il lui a appris maintes choses et, sans avoir l'air de s'en apercevoir, souvent, il l'a amené à méditer.

Lausanne.

Jean-Charles Biaudet.

STAEHELIN, ERNST, *Vom Ringen um die christliche Grundlage der Schweizerischen Eidgenossenschaft seit der Geltung der Bundesverfassung von 1874*. Rektoratsrede gehalten am 17. Nov. 1939. Basler Universitätsreden, 10. Heft. Basel, Verlag Helbing & Lichtenhahn 1939. (37 S.).

Die im November 1939 gehaltene Rektoratsrede hat nichts von ihrer Aktualität eingebüßt. Mit gewohnter Klarheit und überlegener Stoffbeherrschung bündigt der bekannte Basler Kirchenhistoriker das weitschichtige Material, so daß die großen Linien sich plastisch abheben und die Einheit des Geschehens eindrücklich hervortritt. Wie aus dem Titel der Arbeit hervorgeht, handelt es sich für Staehelin nicht so sehr um einen Versuch, die christlichen Grundlagen der Eidgenossenschaft zu erweisen, als vielmehr um ein Aufzeigen jener Kräfte, die etwa seit 1848 am Werke waren, gegen liberalistische Strömungen ankämpfend, diese Christlichkeit unsres Staates zu erhalten oder neu zum Bewußtsein zu bringen.

Zunächst wird kurz die unerfreuliche Entwicklung von 1848 bis 1874 zusammengefaßt und die Tatsache aufgedeckt, daß für die Bundesverfassung von 1874 der geistige Hintergrund der Eidgenossenschaft nicht mehr die Welt des christlichen Glaubens, sondern ein unbestimmtes Etwas ist, ein Sachverhalt, der sich in nachhaltiger Weise auf Sein und Leben unsres Volkes ausgewirkt hat.

Es werden dann in übersichtliche Gruppen zusammengefaßt die Kräfte zur Darstellung gebracht, die sich mit dieser Lage nicht abfinden konnten und eine Erhaltung oder Zurückgewinnung der christlichen Grundlage der schweizerischen Volksgemeinschaft zur Aufgabe machten. In wohlabgewogenen Einzeldarstellungen kommen die wichtigsten Vertreter dieser Gruppen zu Worte: Theodor Scherer-Boccard und Anton Philipp v. Segesser, Heinrich Thiersch und Carl Hilty, Gonzague de Reynold, Philipp Etter und Oskar Bauhofer, Leonhard Ragaz, Hermann Bächtold und Max Huber. So ver-

schieden auch die konkreten Fragen sein mögen, zu denen sie das Wort ergreifen, so merkwürdig einheitlich ist doch die Grundtendenz. Es wird wohl kaum angehen, wenn von der Sinnerfassung der Entwicklung der letzten 70 Jahre auf dem Boden der Eidgenossenschaft die Rede ist, die mutigen Ausführungen Staehelins außer Acht zu lassen: sie verdienen aufmerksame Beachtung.

Neuallschwil.

J. Schweizer.